

Entwicklung der Zeitschrift, auf einzelne Highlights oder Aufreger zu richten und uns zur Verfügung zu stellen. Zu Wort kommen: Der Herausgeber der Zeitschrift „Supervision“ **Winfried Münch**, der sich einen Beitrag aus dem FoRuM genommen hat und kritisch würdigt. **Theresia Volk** – als stellvertretende Vorsitzende der DGsv – **Brigitte Becker** und **Hannelore Fricke** blicken auf die verbandspolitische und subjektive Bedeutung der Zeitschrift. Aus der Sicht von Leserinnen und Leser der ersten Stunde blicken **Monika Gebhart**, **Jörg Hohelüchter-Menge** und **Monika Maaßen** in einem Gespräch mit **Jürgen Kreft** und letzterer gemeinsam mit **Angelica Lehmenkühler-Leuschner** aus der „Innensicht“ auf 20 Jahre FoRuM Supervision zurück. **Wolfgang Weigand** – ebenfalls Herausgeber der „Supervision“ – beleuchtet abschließend die Bedeutung der Zeitschriften für die Professionalisierung der Supervision.

Wir wünschen Ihnen beim Lesen der letzten Printausgabe des FoRuM viel Spaß und blicken nach vorne auf die erste Online-Ausgabe im kommenden Jahr.

Katharina Gröning, Jürgen Kreft, Angelica Lehmenkühler-Leuschner

Peter Conzen

Erik H. Erikson als Berater und Supervisor

Zusammenfassung

Bis heute gilt Erik H. Erikson als einer der brilliantesten und kreativsten Vertreter der Psychoanalyse nach dem Zweiten Weltkrieg. In diesem Aufsatz wird aufgezeigt, wie fruchtbar sich seine entwicklungspsychologischen und klinischen Konzepte auf dem immer vielfältiger werdenden Gebiet psychologischer Beratung und Supervision anwenden lassen. Der erste Abschnitt diskutiert Eriksons acht Lebensphasen als Grundthemen, Grundkonflikte menschlicher Existenz, die in unterschiedlicher Mischung und Intensität allen helfenden und heilenden Umgang mit Menschen bestimmen. Im zweiten und dritten Abschnitt wird das Diagramm des „Lebenszyklus“ als theoretischer Leitfaden erörtert, der dem Berater und Supervisor – angesichts der Fülle an Informationen, Eindrücke und Hypothesen – Hilfe bei der Diagnose, Prognose und Intervention gewährt.

1 Erik H. Erikson – bis heute unverzichtbar in allem helfenden und heilenden Tun

Bis heute gilt Erik H. Erikson als einer der bekanntesten Vertreter der Psychoanalyse nach dem Zweiten Weltkrieg, dessen ungemein fruchtbare Konzepte und Denkanstöße nach wie vor in allem helfenden und heilenden Umgang mit Menschen unverzichtbar sind. Während weitere Teile seiner fast sechs Jahrzehnte währenden wissenschaftlichen Laufbahn war Erikson unter anderem an Universitäten, psychoanalytischen Instituten, in Fachkliniken oder Regierungskommissionen als Berater tätig. Er hat zwar nicht ein eigenes psychoanalytisches Modell der Fokaltherapie, Beratung oder Supervision entwickelt (vgl. Balint, Ornstein & Balint 1972; Klüwer 1995; Lachauer 1992). Aber seine klinischen und entwicklungspsychologischen Beiträge haben die moderne Psychotherapie entscheidend beeinflusst, nehmen manche Konzepte ich-stützenden, ressourcen- und lösungsorientierten Denkens vorweg, wie sie heute in Ehe-, Erziehungs- und Lebensberatung, in Krisenintervention, Supervision, Traumatherapie oder Pastoralpsychologie eingehen.

Mit seinem weltbekannt gewordenen Acht-Phasen-Modell des Lebenszyklus hat Erikson nicht nur Ängste und Gefahren beschworen, sondern eine Theorie der gesunden Persönlichkeitsentwicklung vorgelegt, die Eltern und Erziehern Mut macht (vgl. Conzen 1996, 2010; Noack 2005). Danach verläuft die psychosoziale Entwicklung des Individuums in Auseinandersetzung mit typischen Grundaufgaben, Grundproblemen menschlicher Existenz, vom Kernkonflikt zwischen Urvertrauen und Urmisstrauen in der Säuglingszeit bis zum Schwanken zwischen Integrität und

Verzweiflung im hohen Alter. Alles Menschsein entwickelt sich aus dem Dialogischen, in einem sich stets ausweitenden Feld sozialer Interaktionen mit wichtigen Bezugspersonen und gesellschaftlichen Institutionen. Je mehr Selbstvertrauen, Fähigkeiten und Tugenden eine liebevolle und zugleich konsequente Erziehung im Kind weckt, desto eher resultiert am Ende des Jugendalters eine Identität, die sich im Erwachsenenalter in der Fürsorge um die nächste Generation, im sozialen und politischen Handeln weitergibt. Von daher sollte jedes therapeutische Handeln, jede Form von Beratung und Supervision einerseits darauf abzielen, Entscheidungsfreiheit, Mut und Zivilcourage des menschlichen Ich zu stärken. Andererseits geht es Erikson stets um die sozial verantwortete Identität. Egozentrischen Selbstbespiegelungs-Experimenten würde er ebenso eine Absage erteilen wie Formen einer Institutions- oder Organisationsberatung, die letztlich das Individuum zum möglichst effizienten, „kostengünstigen“ Rädchen einer Maschinerie machen wollen.

Gewiss kann man einräumen, dass die Vorstellung einer phasenhaften, am Ende der Adoleszenz in eine verbindliche Identität hineinmündenden Persönlichkeitsentwicklung angesichts der Hektik und Pluralität postmoderner Gesellschaften „nostalgisch“ (Krappmann 1998, S. 66) anmutet. Dennoch: mit den Überschriften seines Lebenszyklus hat Erikson Grundthemen, Grundkonflikte angesprochen, wie sie zu allen Zeiten und in allen Kulturen menschliches Denken, Fühlen und Streben am tiefsten bewegen. Auch im Inkonsistenten und Widersprüchlichen moderner Patchwork-Biografien stoßen wir letztlich auf Sehnsüchte nach Vertrauen, liebender Intimität oder fürsorglicher Generativität. Und selbst in den Management-Schulungen kapitalistischer Wirtschaftsbetriebe ist die Rede von „Produktvertrauen“, „Corporate Identity“, „Unternehmens-Initiative“ oder „Führungsintegrität“. Insofern möchte ich mit diesem Aufsatz einige Denkanstöße vermitteln, wie fruchtbar uns die Beiträge Eriksons nach wie vor Orientierung vermitteln bei Fragen von Diagnostik, Intervention, Prognose oder Therapieplanung – vor allem auf meinem eigenen Feld, der Erziehungs- und Familienberatung, aber auch beim Verständnis gruppendynamischer Prozesse in unterschiedlichen Settings der Teamsupervision.

2 Das Acht-Phasen-Modell der Persönlichkeitsentwicklung

In einem vielfach in seinen Büchern auftauchenden Diagramm hat Erikson die Aufeinanderfolge der psychosozialen Entwicklungsphasen veranschaulicht. Jedes Lebensthema entfaltet sich nach einem epigenetischen Wachstumsplan, steht eine Zeitlang entwicklungsmäßig im Vordergrund, wird aber auch in den folgenden Phasen weiter durchgespielt und nimmt so immer vielschichtiger Qualitäten an. Menschsein ist ein ständiger Prozess der Differenzierung und Integration auf immer höherem Niveau, es gibt keine fertigen Entwicklungsergebnisse. Egal, ob wir mit Einzelklienten, Familiensystemen oder Teams arbeiten – grundsätzlich haben wir es als Berater oder Supervisoren mit einer komplizierten Durchmischung aller Lebensthemen zu tun. Schon eine harmlose Kritik des Chefs beispielsweise ver-

mag eine Identitätsverunsicherung auszulösen und kurzfristig kindliche Gefühle von Inkompetenz, Schuld, Scham oder ärgerlichem Misstrauen anzurühren. Stets haben wir die Möglichkeit, durch die Betonung von Ressourcen Verschnittenes im Klienten hervorzubringen, blockierte Entwicklungen zu verflüssigen, ohne in den Fehler zu verfallen, nur die positiven Aspekte von Eriksons Grundplan im Blick zu haben und das prinzipiell Ambivalente, Ängstigende, Destruktive in allem Menschsein zu übergehen. Als Psychoanalytiker hat Erikson die Macht früher lebensgeschichtlicher Verletzungen und Defizite nie in Abrede gestellt und mit Ausdrücken wie „Urmisstrauen“ oder „Identitätsverwirrung“ als einer der ersten wissenschaftliche Ausdrücke für das Erleben extrem traumatisierter Menschen gefunden. Und als einer der Mitbegründer der psychohistorischen Forschung hat er die transgenerationale Weitergabe historischer Ängste, Traumata oder Schuldgefühle – man denke an die Nachwirkungen der Nazi-Zeit bis in heutige Familienatmosphären – schon früh thematisiert.

	1	2	3	4	5	6	7	8
VIII Reifes Alter								Integrität vs. Verzweiflung u. Ekel
VII Erwachsenenalter							Generativität vs. Stagnation	
VI Frühes Erwachsenenalter (Genitalität)						Intimität vs. Isolierung		
V Adoleszenz (Pubertät)					Identität vs. Identitätsdiffusion			
IV Schulalter (6. Lebensjahr- Pubertät; Latenzphase)				Wertsinn vs. Minderwertigkeitsgefühl				
III Spielalter (4.-5. Lebensjahr; phallische Phase)			Initiative vs. Schuldgefühl					
II Kleinkindalter (2.-3. Lebensjahr; anale Phase)		Autonomie vs. Scham und Zweifel						
I Säuglingsalter (1. Lebensjahr; orale Phase)	Urvertrauen vs. Urmisstrauen							

Eriksons epigenetisches Stufenmodell der psychosozialen Entwicklung

Urvertrauen vs. Urmisstrauen

Die Frage, ob in frühester Kindheit Kräfte des Urvertrauens, unvermeidliche Erfahrungen von Angst, Schmerz und Ohnmacht überwiegen, stellt die erste und schick-

salhafteste Entwicklungskrise im Leben des Menschen dar. Erikson versteht unter „Urvertrauen“ sowohl „ein wesenhaftes Zutrauen zu anderen als auch ein fundamentales Gefühl der eigenen Vertrauenswürdigkeit“ (1981a, S. 97) und sieht in dieser „alles durchdringenden Haltung sich selbst und der Welt gegenüber“ (ebd.) die Basis allen Selbstwertgefühls, aller Kontakt- und Liebesfähigkeit, aller Ethik und Religion. Gegenpol ist das Urmissstrauen, das uns als Gefühl des Uneins-Seins mit der Welt und uns selbst in Krisen- und Enttäuschungssituationen immer wieder überfällt und das in schweren Persönlichkeitsstörungen als Urzweifel an der Verlässlichkeit von Bindungen und der Aufrichtigkeit von Gefühlen chronisch wird.

Der Wunsch nach der frühesten mütterlichen Bestätigung, dem „Ansehen“ und „Anerkennen“ unseres Ich, ist die in allen sozialen Kontakten mitschwingende Grundsehnsucht des Menschen. Egal, ob von „Echtheit“, „Authentizität“, „Holding“, „Containing“ oder „primärer Mütterlichkeit“ die Rede ist – die Herstellung und Aufrechterhaltung eines zuverlässigen, warmherzigen, vertrauensvollen Kontaktes zum Gegenüber ist absolute Kernvoraussetzung jedes helfenden und heilenden Umgangs mit Menschen. Gerade in der Erziehungs-, Familien- und Eheberatung müssen nach wie vor anfängliche Unsicherheits- und Angstgefühle durch ein überzeugendes, kompetentes Auftreten ausgeräumt werden. Jugendliche beispielsweise hegen bisweilen noch in einer Mischung aus Misstrauen und Scham das „psychiatrische Vorurteil“ gegen alle Formen psychosozialer Beratung. Hier ist im Erstgespräch der Hinweis wichtig, dass wir keine Psychiater sind und uns strikt an die Schweigepflicht halten. Ebenso gilt es, bei den unmotivierten bzw. den „geschickten“ Klienten erst einmal Vertrauen aufzubauen und deutlich zu machen, dass man die Ratsuchenden nicht mit Vorwürfen oder psychopathologischen Diagnosen belegen wird bzw. insgeheim als „Agent“ des Jugendamtes oder der Schule fungiert.

Obwohl in einer zeitlich begrenzten Beratung normalerweise nicht so starke Regressionen auftreten wie in einer längeren Therapie, gibt es Vertrauenskrisen, die bearbeitet werden müssen. Vor allem im Umgang mit hoch strittigen Paaren oder Borderline-gestörten Klienten ist ein genaues Einhalten des Rahmens wichtig, unter Umständen auch ein Ansprechen möglicher Enttäuschungen, bevor sie überhaupt auftreten (vgl. Kernberg 1991). Werden wir in der Beratung mit schweren Traumatisierungen konfrontiert, ist die Vermittlung eines tiefen, fast körperlich spürbaren Vertrauens absolute Notwendigkeit. Der Klient muss sich in seiner Angst und Verzweiflung gehalten fühlen. Gleichzeitig muss geklärt werden, welche zusätzlichen therapeutischen Möglichkeiten bereit stehen, ohne dass der Betroffene sich zu abrupt „weggeschickt“ fühlt.

Die Aufgabe des Supervisors, eine vertrauensvolle Beziehung zum gesamten Team wie zu jedem einzelnen Teilnehmer aufrechtzuerhalten, gleichzeitig den Gruppenprozess zu steuern und ein bestimmtes Thema zu verfolgen, ist stets aufs Neue eine schwierige Herausforderung. Grundsätzlich kann es zu misstrauisch-paranoiden Episoden einzelner, einzelner Fraktionen oder des Gesamtteams kommen, die angesprochen und bearbeitet werden müssen. Verliert der überwiegende

Teil der Gruppe dauerhaft das Vertrauen zum Supervisor, resultieren daraus heimliche oder offene Sabotage, Projektion, Spaltung, letztendlich die Aufgabe des Arbeitsbündnisses.

Autonomie vs. Scham

Der Wunsch nach Autonomie und die Angst vor Beschämung, wurzelnd im Welteroberungsdrang und den Ohnmachtsgefühlen des Kleinkindes, bildet für Erikson den zweiten Kernkonflikt im Seelenleben des Menschen. Er versteht unter Autonomie das Bewusstsein, sich selbst und seinen Körper zu beherrschen, die Fähigkeit zu einem entschiedenen selbstsicheren Auftreten, zu freier Meinungsäußerung, Willenskraft, Kritikfähigkeit und Zivilcourage. Gegenpol ist lebenslang das spezifisch menschliche Schamgefühl. Akute Scham überfällt uns als eine mit stärkster körperlicher Erregung einhergehende Mischung aus Angst und Schmerz in Situationen, wo wir uns gedemütigt, preisgegeben, öffentlich ertappt fühlen, wo unsere Intimitätsgrenzen durch zu große Nähe verletzt worden sind. Chronische Schamgefühle als Folge andauernder Demütigung und Stigmatisierung verbergen sich hinter vielen Formen von Identitätsverunsicherung, Schüchternheit, Depression oder Befangenheit – ebenso wie hinter kompensierenden narzisstischen Größenattitüden – und können, so Erikson, den Menschen zum Außenseiter gegenüber sich selbst machen.

Oftmals haben wir es als Berater und Supervisors mit individuellen und kollektiven Autonomiebedürfnissen und Schamängsten zu tun – Wünsche, sich beruflich oder partnerschaftlich zu behaupten, chronische Befürchtungen vor Blamage und Prestigeverlust, Identitätskrisen nach gravierenden Misserfolgerlebnissen, tief sitzende Rachewünsche und Ressentiments nach schweren narzisstischen Kränkungen, Phänomene „befreiter Schamlosigkeit“ im gewohnheitsmäßigen Entwerten anderer, das Demonstrieren einer Pseudo-Autonomie im grundsätzlichen Widersprechen-, Nörgeln- und Opponieren müssen. Vor allem in der Erziehungs- und Paarberatung geht es oftmals um Autonomie-Themen – verunsicherte Eltern, die sich durch die ungestümen Selbstständigkeitsbestrebungen von Kleinkindern entweder unangemessen herausgefordert fühlen oder diese unvorsichtig forcieren, andauernde Kämpfe zwischen Eltern und Jugendlichen um Pünktlichkeit, Ordnung, Ausgehzeiten, Rechte und Pflichten, Paare, die kein richtiges Gleichgewicht zwischen Autonomie und Abhängigkeit finden und sich in erstickenden Kollusionen blockieren (vgl. Willi 2012), sei es, dass ein Partner den anderen scheinbar vollständig dominiert, sei es, dass beide sich im erbitterten Machtkampf aufreiben. Im „malignen Clinch“ (Stierlin 1975) zwischen Eltern und Heranwachsenden bzw. hoch strittigen Paaren eskaliert das Ringen um Autonomie oftmals in ein sinnloses wechselseitiges Sich-Ohnmächtigmachen und erfordert ein entschiedenes Rahmensetzen des Beraters.

Gerade im Umgang mit den Schamschranken fremder Kulturen bedarf es besonderer Dezens. Volkan (1999) hat aufgezeigt, wie historische Katastrophen, nationale oder religiöse Demütigungen als „erwähltes Trauma“ stark das kollektive Ge-

dächtnis von Großgruppen prägen. Manch Rat suchende Asylanten und Migranten leiden nicht nur unter ihrem unsicheren sozialen Status, sondern tragen schwere Beschämungen und Gewalterfahrungen aus ihren Herkunftsländern als zusätzliches psychisches Gepäck mit in ihre neuen Gastländer.

Selbstsicherheit und Autonomie zu stärken, ein gesundes Schamempfinden zu stützen, ist weiteres Kernanliegen allen therapeutischen und beraterischen Tuns. Dies ist ein mitunter besonders heikler Punkt, weil die Behandlung von Schamthemen – mag sie auch noch so behutsam vorgenommen werden – vielfach auf die Klienten erneut beschämend wirkt (vgl. Schüttauf 2008). In Therapiegruppen von Suchtkranken beispielsweise, so Hilgers (1997), werden massive Schamprobleme mitunter durch Misstrauen und besonders provokatives Verhalten der Teilnehmer abgewehrt („Wir sind ja nur der letzte Dreck, die Therapeuten haben kein echtes Interesse an uns“). Prinzipiell besteht die Gefahr, dass Vertreter sozialer Berufe sich von den Schamthemen ihrer Klienten anstecken lassen und selber zu stark entwerten. Hier bedarf es in der Supervision eines grundsätzlich offenen und solidarischen Klimas. Besonders hervorstechendes Symptom einer destruktiven Team-Atmosphäre ist das Austragen von Macht- und Rivalitätskonflikten über wechselseitige Beschämung – von subtilen Sticheleien bis zum gezielten Mobbing.

Initiative vs. Schuldgefühl

Erikson versteht die dritte Entwicklungsphase zwischen dem dritten und fünften Lebensjahr mit der Überschrift „Initiative vs. Schuldgefühl“. Unter Initiative versteht er die zielgerichtete Autonomie, Spontaneität, Unternehmungsgeist, Experimentier- und Spielfreude, die Lust am Erproben der eigenen Kräfte. Gehemmt wird menschliche Initiative durch das Schuldgefühl, das schlechte Gewissen, „zu weit“ gegangen und wichtige Bezugspersonen oder sakrosankte Institutionen in ihren Erwartungen an uns verletzt zu haben. In der Beratungs- und Supervisionsarbeit begegnen uns oftmals Phänomene der Gehemtheit, des Verlusts an Initiative – Phasen der Antriebslosigkeit etwa nach schweren Krisen und Schicksalsschlägen, die Unfähigkeit zu Spiel und Zusammenspiel, schon beim Kindergartenkind, so Erikson, womöglich „Symptom neurotischer Fehlentwicklung“ (1981a, S. 121), Gefühle der Sinn- und Mutlosigkeit in den Weltschmerzstimmungen Jugendlicher, sexuelle Funktionsstörungen beim Erwachsenen, unerklärliche Phasen der Lustlosigkeit und Stagnation in Teams oder Organisationen. Hinter depressiven Verstimmungen, selbsteinschränkenden oder selbstsabotierenden Verhaltensweisen verbergen sich häufig u.a. Schuldgefühle, die andererseits in ständigen Vorwurfsgehalten, in Vorurteilen oder fundamentalistisch-fremdenfeindlichen Attitüden nach außen projiziert und zur Quelle unzähliger sozialer Konflikte werden. Nach wie vor, glaubt Erikson, wurzelt ein Großteil menschlicher Schuldthematik aus dem unbewältigten Ödipuskomplex. Hinter all den irrationalen Eifersuchts-, Rivalitäts- und Machtthematiken, mit denen sich Vertreter sozialer Berufe konfrontiert sehen,

zeigt sich als Grundmuster immer wieder der tief verwurzelte Konflikt zwischen jüngerer, schwächerer und älterer, mächtigerer Generation.

Für eine ruhige, konstruktive Gesprächsatmosphäre zu sorgen, gegenseitige Schuldprojektionen zu unterbinden, Hemmungen abzubauen, Initiative, Neugier und Kreativität zu wecken, stellt eine weitere wichtige Facette von Beratung und Supervision dar. Freilich ist die übermäßige, die gehetzte und einseitige Initiative oft Ausdruck neurotischen Agierens und hat Anteil „an den vieldiskutierten psychosomatischen Krankheiten unserer Zeit“ (Erikson 1981a, S. 123). Die Zwänge des modernen Arbeitslebens, das Diktat zu Überanpassung und Flexibilität, zu immer größerer Leistung in immer kürzeren Zeiteinheiten lässt derzeit Fälle von Depression und burn-out in erschreckendem Maße ansteigen (vgl. Baumann 1999; Rosa 2005). Hier nicht möglichst rasch Leistungs- und Funktionsfähigkeit wiederherstellen zu wollen, sondern Kräfte der Reflexion, Ruhe und Achtsamkeit zu fördern, ist mittlerweile zu einem grundlegenden Thema in der Arbeit mit Klienten und Teams geworden.

Werksinn vs. Minderwertigkeitsgefühl

Der „Werksinn“, die Freude an Arbeit, Leistung, Kooperation und kreativem Schaffen, ist weiterer Grundpfeiler eines gesunden Identitätsgefühls. Gegenpol sind Erfahrungen von Misserfolg, Versagen, Inkompetenz, ein Minderwertigkeitsgefühl, wie es hinter vielen Arbeits-, Leistungs- und Motivationsproblemen steht und im Falle ständigen beruflichen Scheiterns chronisch wird.

Für Erikson wurzelt der Werksinn vor allem in den Erfahrungen der Grundschulzeit. In der Tat sind schulische Probleme, Leistungsstörungen, Schullaufbahnfragen, Konflikte zwischen Lehrer und Schüler – gerade angesichts eines immer größeren schulischen Qualifizierungs- und Leistungsdrucks – eine der häufigsten Gründe, fachliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Ein Kind gründlich zu testen, echte Leistungsdefizite von neurotischen Krisen bzw. verkappten familiären Konflikten zu unterscheiden, im Konflikt zwischen Eltern und Schule zu vermitteln, Eltern mitunter taktvoll nahe zu legen, dass nicht alle Jungen und Mädchen hochbegabt sein können, ist häufige Aufgabe von Schulpsychologen und Erziehungsberatern. Allerdings warnt Erikson davor, den Werksinn nur auf die Schulleistung zu reduzieren und schon Kinder zu standardisierten, frühreifen Spezialisten trimmen zu wollen. In dieser Entwicklungsphase entdecken Jungen und Mädchen ihre Hobbies und Interessen, möchten mit den Erwachsenen ab und an zusammenarbeiten und dabei als gleichberechtigte Partner ernst genommen werden. Hier gilt es in der Familienberatung, oftmals gestressten und überforderten Eltern ein Gespür dafür zu vermitteln, dass Kinder gerade in dieser Phase Zeit und Aufmerksamkeit brauchen, man ihre Interessen und Begabungen fördern sollte, ohne sie zum Vehikel eigener Ambitionen zu machen und ihre Freizeit in überhehrgeiziger Weise zu verplanen.

Unerklärliche Ängste vor Versagen, Konkurrenz und Zurschaustellen der eigenen Leistung gehen häufig auf negative Erfahrungen des Grundschulalters zurück, die

sich mit frühkindlichen Ängsten und ödipalen Problemen verdichten. In solchen Fällen Mut zu machen, verborgene Talente anzusprechen, verschüttete Interessen zu wecken, kann zum wichtigen Thema in der psychosozialen Arbeit mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen werden. Nicht selten haben Konflikte und Unzufriedenheitsgefühle in Teams oder Berufsgruppen damit zu tun, dass Mitarbeiter sich in ihrer Leistung nicht ausreichend gewürdigt, in ihren Fähigkeiten nicht adäquat eingesetzt sehen. Hier ist Aufgabe der Supervision zu klären, ob der Betreffende sich falsch einschätzt oder ob in der Tat ein Führungs- und Organisationsproblem vorliegt. Freilich hat Erikson schon lange vor dem Siegeszug marktradikaler Ideologien auf die Gefahr verwiesen, dass die Identitätsfindung des Einzelnen quasi mit der Phase des Werksinn endet und Fragen von Ethik und Sinnfindung gänzlich ökonomischen Zwecken geopfert werden. Menschen und Institutionen – gerade im sozialen Bereich – mitunter auch zu einer Reflexion über die ethischen Implikationen und Verpflichtungen ihres Tuns anzuhalten, würde sicherlich auch zu seinen Vorstellungen von Beratung und Supervision gehören.

Identität vs. Identitätsverwirrung

Der Wunsch nach Stützung und Anerkennung des eigenen Selbst, nach Antwort auf die Frage „Wer bin ich?“ ist ein weiteres, in allen Begegnungen und Beziehungen mitschwingendes, zunehmend auch in den Mittelpunkt moderner Psychotherapie rückendes Kernmotiv des Menschen. In den verschiedensten Anmerkungen und Umschreibungen hat Erikson das Identitätsgefühl zu fassen versucht, das Empfinden, ein zusammenhängendes, kontinuierliches, in der Welt verankertes Ich zu sein, archimedischer Punkt unseres Seelenlebens und Grundvoraussetzung geistiger Gesundheit. In seiner wohl bekanntesten Definition bezeichnet er Identität „als das angesammelte Vertrauen darauf, dass der Einheitlichkeit und Kontinuität, die man in den Augen anderer hat, die Fähigkeit entspricht, eine innere Einheitlichkeit und Kontinuität aufrechtzuerhalten“ (1981b, S. 107). Nie hat Erikson die Identität als eine „feste Errungenschaft in der Form eines Panzers der Persönlichkeit“ (1981a, S. 20) aufgefasst. Stets muss das Ich seine Identität gegen unbewusste Impulse oder äußeres Infragestellen verteidigen, sich selbst im andauernden Wechsel des persönlichen und historischen Schicksals neu definieren. In allen Situationen der Überforderung, der zu raschen Veränderung erleben wir Identitätsverunsicherungen und -krisen, die sich im Extremfall bis in Zustände der Identitätsverwirrung zuspitzen können.

Die Aufgabe, in den stürmischen Zeiten der Adoleszenz aus all den vielfältigen Erfahrungen und Identifikationen der Kindheit allmählich ein festes Bild von sich selber und der eigenen persönlichen Zukunft zu formen, ist oft schwierig, und nicht von ungefähr bezeichnet Erikson das Jugendalter als Zeit einer „normativen Identitätskrise“ (1981a, S. 13). Ob in Auseinandersetzung mit Familie und Schule, der peer-group, den ersten Liebespartnern – gerade Jugendliche kreisen um Identitätsfragen, möchten in der Spiegelung durch andere Klarheit gewinnen über die eigenen

Vorzüge und Schwächen. Eindeutige Rückmeldungen von Erwachsenen sind wichtig, und Therapeuten oder Berater, die hier zu viel „Abstinenz“ walten lassen, erleiden leicht Schiffbruch. Kleine Auseinandersetzungen oder Missverständnisse können in dieser Phase als schwer kränkend erlebt werden, laden sich mit Misstrauen, Scham- und Schuldgefühlen der Kindheit auf (vgl. Bohleber 1996). Die Identitätskrise Jugendlicher kommt in vielerlei Gestalten und Symptomen zum Ausdruck. Bei manch normüberschreitenden oder pathologisch anmutenden Verhaltensweisen handelt es sich, glaubt Erikson, um unbewusste Versuche, die Ich-Kontrolle zu erweitern, und erst durch die negative Stigmatisierung von Eltern, Lehrern, Richtern oder Psychiatern kommt es zu verhängnisvollen Verhärtungen. Schwere unbewältigte Kindheitskonflikte und endlose Moratorien können den Spätadoleszenten in einen psychotisch anmutenden Lähmungszustand geraten lassen, „dessen Mechanismen so konstruiert zu sein scheinen, dass ein Minimum tatsächlicher Verpflichtung und Entscheidung mit einem Maximum innerer Überzeugung verbunden bleibt, noch Zeit und Kraft zur Entscheidung zu haben“ (Erikson 1981b, S. 156). Die Hauptsymptome der pathologischen adoleszenten Identitätsverwirrung, die Diffusion der Intimität, des Werksinns und des Zeiterlebens, die Identifikation mit der negativen Identität, die „rock-bottom-Attitüde“, grundsätzlicher Trotz und Negativismus, der Hang zum absoluten Tiefpunkt, kommen jedem bekannt vor, der pädagogisch oder therapeutisch mit Jugendlichen arbeitet.

Die neuere Identitätsforschung kritisiert mittlerweile Eriksons Modell einer weitgehend endgültigen persönlichen Festlegung am Ende des Jugendalters (vgl. Hauber 1995; Keupp 1999; Krappmann 1998). Das Diktat neoliberaler Wirtschaftsideologien, die Atmosphäre der Hektik, der Beschleunigung, der allseitigen Konkurrenz in Zeiten der Postmoderne erfordert zunehmend den „flexiblen Menschen“ (Sennett 2000). Inmitten stets neuer Rollenanforderungen, Konsum- und Sinnsuggestionen gerät die Identitätsfindung häufig auch im Erwachsenenalter zum ständigen Experimentieren, wird mitunter ein „nie abgeschlossenes Projekt“ (Keupp 1999). Der „modulare Mensch“, die „Bastel-Existenz“, das „Recherche-Ich“, die „Patchwork-Identität“, das „Zeitalter des Narzissmus“ – vielfältige Diagnosen erfassen heute Persönlichkeiten, die sich chamäleonartig, ohne tiefere Gefühle von Verwirrung oder Schuld, an immer neue Rollen, Chancen und Selbstdarstellungsmöglichkeiten anpassen (vgl. Conzen 2010). Hierin nur Oberflächlichkeit und Werteverlust – und nicht auch Chancen – zu sehen, wäre verkürzt. Vielfach geht es heute in Beratung und Supervision darum, Menschen bei improvisierten Lebensläufen zu helfen, Vereinbarkeiten zwischen Beruf, Familie und privaten Interessen auszutariieren, inmitten stets wechselnder Handlungsfelder und Herausforderungen ein Gefühl der Kohärenz und Selbstsicherheit zu wahren. Andererseits erzeugt der Druck, sein Selbst immer wieder neu präsentieren, qualifizieren und optimieren zu müssen, neue Krisen und Leidensformen. Immer häufiger haben es Psychotherapeuten, Berater und Seelsorger mit verwirrten, ausgebrannten oder isolierten Menschen zu tun, die sich nach festen Bindungen sehnen und gleichzeitig davor zurückschrecken,

die von immer neuen Ersatzbefriedigungen getrieben werden und dennoch keinen Sinn in ihrem Leben finden, die sich an so viele Rollen anpassen, dass sie kaum noch wissen, wer sie überhaupt sind. In einer hektisch sich vernetzenden Welt einen neuen Platz für das Subjekt zu finden, für Ruhe, Innerlichkeit, Reflexivität, für neue Formen von Verantwortlichkeit und Humanität, wird zur globalen Aufgabe, die man nicht allein psychologischen Experten überlassen kann.

Intimität vs. Isolierung

Erst im jungen Erwachsenenalter, glaubt Erikson, wächst nach den Verliebtheiten der Adoleszenz reifere Intimität, die Fähigkeit, ein tiefes Gefühl der Kameradschaft, der Vertrautheit und Nähe zu einem anderen geliebten Menschen empfinden zu können – bis hin zu momentanen Verschmelzungserfahrungen in Gespräch oder erotischer Nähe. Das Gegenstück ist die Isolierung, „die Angst, allein und unerkannt zu bleiben“ (Erikson 1988, S. 92), die uns immer wieder in Enttäuschungen und Partnerschaftskrisen überfällt und in Fällen schwerer Vereinsamung, des Feststeckens in Lebenssackgassen zur eigenständigen Pathologie des erwachsenen Menschen wird. Gerade die Fähigkeit zur Intimität basiert besonders stark auf der gelungenen Lösung früherer Entwicklungskrisen. Ist das Genitalprimat der Sexualität erreicht, hat man sich aus den ödipalen Elternbindungen gelöst? Verfügt man über genügend Urvertrauen, um sich auf tiefere Gefühle einzulassen? Kann man sich autonom gegenüber dem Partner abgrenzen, eigene Initiative, eigene Fähigkeiten einbringen, die Identität behaupten? Oder sucht man im Liebesobjekt unbewusst eine Stütze für Defizite aus vergangenen Entwicklungsphasen, eine allsorgende Elternfigur, einen narzisstischen Zwilling, eine ödipale Eroberung?

Nirgendwo hat es im menschlichen Zusammenleben in den letzten Jahrzehnten so rapide Veränderungen gegeben wie auf dem Gebiet der Sexualmoral und des Geschlechterverhältnisses. In einer als unübersichtlich und kalt empfundenen Welt wird die intime Beziehung häufig mit frühkindlichen Illusionen aufgeladen und überlastet. Andererseits suggerieren Werbung, Medien oder Internet die Sexualität zunehmend als austauschbares Konsumgut, wo so etwas wie Intimität nicht auftaucht, oft auch gar nicht erst gesucht wird. Die treue, lebenslange Partnerschaft, die Erikson in seinem Phasenmodell noch quasi selbstverständlich voraussetzt, weicht vielfältigen neuen Konzepten und Lebensentwürfen. Dennoch bleibt der Wunsch nach liebender Intimität, nach Treue und Verlässlichkeit bei den meisten Menschen nach wie vor Quelle großer Sehnsucht und tiefer Verletzlichkeit. Partnerschafts- und Ehekonflikte sind heutzutage häufigster Anlass, fachliche Beratung aufzusuchen (vgl. Jellouschek 2005; von Tiedemann 2011; Willi 2012). Die unterschiedlichen Arrangements der Paarberatung und -therapie aufzuzählen, würde hier den Rahmen sprengen. Hinter den vielen Klagen, Depressionen, Sexualstörungen oder psychosomatischen Beschwerden, mit denen es Ehe- oder Sexualberater zu tun haben, verbirgt sich immer wieder ein grundlegendes Gefühl der Enttäuschung und Isolierung. Es mangelt an Intimität im weitesten Sinne, man

kann sich nicht mehr das Gefühl geben, dass der andere der wichtigste Mensch ist. Reine Verhaltens- und Kommunikationsübungen können oft die tieferen emotionalen Blockaden hinter der Paarkrise nicht völlig beheben. Neben einer systemischen Sichtweise in die Eigendynamik der Kollusionen und Streitrituale lässt uns das psychoanalytische Modell die unbewussten Hintergründe der chronischen Konflikte besser verstehen. Häufig ist der geschützte Raum einer Beratung der Ort, wo man neu miteinander ins Gespräch kommt, sich selbst und den Partner anders erlebt, alternative Verhaltensstrategien abzusprechen vermag. Dennoch – im erbiterten Groll hoch strittiger Auseinandersetzungen, wo beide sich wechselseitig in der Rolle des gänzlich bösen Hassobjekts fixieren, geraten auch Mediatoren und Berater mitunter an ihre Grenzen.

Bedürfnisse nach Nähe und Intimität, erotische Fantasien schwingen nicht selten in den Übertragungen von Klienten mit und bestimmen unterschwellig die Dynamik von Berufsgruppen und Teams. Geheime libidinöse Wünsche und Spannungen in der Supervision anzusprechen, ist oft noch schwieriger als die Behandlung aggressiver Themen. Grenzüberschreitungen – man denke an den gerade erst zurückliegenden Missbrauchsskandal in staatlichen und kirchlichen Institutionen – können in psychosozialer oder pädagogischer Arbeit nicht geduldet werden und müssen durch klare arbeitsrechtliche Bestimmungen verhindert werden. Geheime Liebesverhältnisse zwischen Kollegen, mehr noch zwischen Vorgesetzten und Mitarbeitern, belasten auf Dauer die Teamatmosphäre (vgl. Kernberg 2000). Unter Umständen kann zunächst Einzelsupervision helfen, die Dinge deutlich zu thematisieren und, wenn möglich, für klare Verhältnisse zu sorgen.

Generativität vs. Stagnation

Der existenzielle Wunsch des Menschen, Sorge zu tragen, sich im Generationenprozess weiterzugeben, wird für Erikson zum entscheidenden Thema des Erwachsenenalters. Er versteht unter Generativität „das Interesse daran, die nächste Generation zu begründen und zu führen“ (1981a, S. 141), im weiteren Sinne überhaupt alle Formen des sozialen, politischen oder religiösen Engagements, der konstruktiven künstlerischen oder wissenschaftlichen Kreativität. Gegenstück ist die Stagnation, das Gefühl, still zu stehen, nichts zu bewirken, leer zu sein, von momentanen Verstimmungszuständen bis hin zu schweren privaten oder beruflichen Krisen im mittleren Erwachsenenalter.

Die Erfahrung, mit Kindern groß zu werden, Herausforderungen und Krisen zusammen zu meistern, im Gespräch Glück und Leid mit ihnen zu teilen, ist eine der wesentlichsten Bestätigungsquellen des erwachsenen Menschen. Kein Lebensabschnitt ist laut Erikson so sehr von der gelungenen Bewältigung der vorausgegangenen Entwicklungsstufen abhängig wie die Elternschaft, kein Stadium kann so sehr durch frühere Defizite und Konflikte beeinträchtigt werden. Oftmals in erschreckender Weise werden Vertreter helfender und heilender Berufe mit der Tatsache konfrontiert, wie sehr das generative Bedürfnis veröden kann, wie massiv Eltern

ihre Kinder mitunter als Schmusekissen, Ersatzpartner, umstrittenen Bundesgenossen oder Objekt eigener narzisstischer Ambitionen missbrauchen. Die Palette von Schwierigkeiten, die Eltern in die Erziehungsberatung führen, ist heutzutage vielfältig – von Schreibabies und rebellierenden Grundschulkindern über magersüchtige Jugendliche bis zu den „Nesthockern“, die sich auch als junge Erwachsene partout nicht aus dem „Hotel Mama“ verabschieden wollen. In der Beratung ist immer zu schauen, ob es sich primär um Entwicklungsprobleme des Kindes handelt, um Hilflosigkeit, Gleichgültigkeit oder Überforderung der Eltern, oder ob die Schwierigkeiten nicht verkappt eine Bedeutung für die Stabilisierung des Familiensystems haben. Wichtig ist, möglichst früh einzugreifen und allen Beteiligten Mut zu anderen Lösungsmustern zu geben. Durch klare Gesprächsregeln, Allparteilichkeit, Einfühlung in jedes Familienmitglied kann im gemeinsamen Gespräch ein von allen Beteiligten als quälend empfundenen Gefühl der Stagnation aufgelockert werden (vgl. Stierlin 1975).

Natürlich erstreckt sich der generative Trieb auf alles, was ein Mensch zeugt, schöpft oder hervorbringt, und manche Krisen des mittleren Erwachsenenalters haben mit dem Gefühl zu tun, privat, beruflich oder ideell auf der Stelle zu treten, während die Lebenszeit immer rascher verrinnt. Gerade narzisstische Persönlichkeiten leiden trotz ungebremster Aktivitäten und scheinbar glänzender Erfolge unter geheimen Gefühlen von Leere, Scham und Vergeblichkeit. Ebenso zeigt sich hinter vielen Depressionen und Burn-Out-Symptomen das „erschöpfte Selbst“ (Ehrenberg 2008)), das den eigenen Ansprüchen und Ambitionen nicht mehr gerecht zu werden glaubt. Auch hier kann Beratung und Supervision Menschen helfen innezuhalten, neue Wege der Lebensgestaltung zu reflektieren und aufzusuchen.

Mangelnde Kreativität, das Versiegen der Produktivität, um sich greifende Verantwortungslosigkeit ist ein ernstes Symptom von Organisationskrisen. Der Supervisor und Organisationsberater muss schauen, ob die Gründe in internen Querelen liegen, ob das Team bzw. der Betrieb überlastet ist oder eine Führungsschwäche des Chefs vorliegt. Gerade Menschen, die im psychosozialen Bereich arbeiten, haben oft ein ausgeprägtes generatives Bedürfnis. Supervision sollte unter anderem darauf achten, dass einzelne Mitarbeiter sich nicht zu sehr überlasten, berufliche Probleme nicht ins Privatleben übernommen werden, der Einzelne sich nicht zu sehr von seinen Fällen involvieren lässt.

Integrität vs. Verzweiflung und Ekel

Unter Integrität versteht Erikson die gereifte Lebenserfahrung des älteren Menschen, einen Zustand der Gelassenheit und Abgeklärtheit, das Gefühl, den eigenen Lebensweg trotz aller Irrtümer und Enttäuschungen bejahen zu können. Gegenstück sind Erfahrungen von Hoffnungslosigkeit, Trauer, Resignation, eine Verzweiflung, die immer wieder ältere Menschen überfallen kann und in einer Altersdepression chronisch wird.

Natürlich kreist der Einzelne auch in früheren Lebensabschnitten – etwa den Bilanzkrisen des mittleren Erwachsenenalters – um Fragen der Integrität und durchlebt Phasen der Verzweiflung. Aber die Beschäftigung mit dem eigenen Lebensweg, religiöse Fragen, der Umgang mit Verlusterfahrungen ist häufiges Thema in der psychosozialen Arbeit mit älteren Menschen, wo die Beratung mitunter in Sinn Diskussionen übergeht. Als einer der ersten hat Erikson das Alter als eigenen Lebensabschnitt in das Blickfeld moderner Psychologie gerückt und damit wichtige Konzepte vorweggenommen, die betonen, wie wesentlich es ist, das Alter als Herausforderung aktiv zu planen und zu gestalten (vgl. Radebold & Radebold 2009)). Es geht laut Erikson darum, die eigene Endlichkeit zu akzeptieren und dennoch eine „würdevoll generative Funktion“ (1988, S. 81) beizubehalten – z. B. im sozialen oder politischen Handeln, im Engagement für Gemeinden, Senioren- und Altenclubs, in der Sorge um Enkelkinder. Belastet von spannungsvollen oder zerbrechenden Paarbeziehungen der Eltern, in der neu entstehenden Patchwork-Familie an den Rand gedrängt, erleben manche Kinder heutzutage eher die Großeltern als Quelle von Lebenserfahrung, Urvertrauen und Stabilität. So kreisen manche Beratungsgespräche mit älteren Menschen auch um Hoffnungen und Sorgen bezüglich der Enkelkinder. Man fühlt sich an die eigene Kindheit erinnert, überdenkt das eigene Erziehungsverhalten, man möchte ein Stückweit Lebenserfahrung an Enkel weitergeben, ohne die Autorität von deren Eltern zu untergraben.

Andererseits lässt sich nicht verleugnen, dass es im Alter zu erschütternden krankheitsbedingten Persönlichkeitsveränderungen kommen kann – Siechtum, Hilflosigkeit, Demenz, das allmähliche Verlöschen eines vertrauten Menschen. Mehr und mehr konsultieren uns in der Erziehungs- und Familienberatung Eltern, die sich an zwei Fronten – der Umgang mit problematischen Kindern wie mit pflegebedürftigen Großeltern – aufgerieben und überfordert fühlen. Ebenso geht es in der Supervision der Teams von Altenheimen, Pflege- oder Intensivstationen oftmals um die Frage, wie man beim quasi routinemäßigen Betroffensein von letzten existenziellen Fragen für sich selber ein seelisches Gleichgewicht findet, das weder abstumpft noch insgeheim verzweifeln lässt.

3 Eriksons Entwicklungsmodell in der Beratung – die Möglichkeit mehrgliedriger Schauens

Der Lebenszyklus als entwicklungspsychologischer Leitfaden

Während tiefenpsychologische Therapie im Rahmen eines langen Reflexionsprozesses darauf abzielt, die unbewussten infantilen Hintergründe einer Symptomatik oder Lebenskrise aufzuarbeiten, dem Patienten eine allmähliche „Nachreifung“ zu ermöglichen, geht es in den verschiedenen Formen psychosozialer Beratung und Krisenintervention um die relativ rasche Bearbeitung dem Klienten bewusster, meist bedrängender aktueller Probleme und Fragestellungen (vgl. Till 2009). Anders als

der Psychoanalytiker gibt der Berater Antworten und Verhaltensanweisungen, weist hin, ermutigt, weckt gezielt Ressourcen. Dennoch: auch der Ratsuchende wird von unbewussten Impulsen, seiner Biografie, seiner Familiengeschichte gesteuert, begegnet dem Berater mit ganz bestimmten Übertragungserwartungen und löst bei ihm entsprechende Gefühlsregungen aus. Wenn wir die Beweggründe von Klienten richtig verstehen, möglichst hilfreich intervenieren wollen, ist psychoanalytisches Denken nach wie vor unverzichtbar (vgl. Klüwer 1995; Lachauer 1992). Angesichts der Fülle von Informationen, Themen und Eindrücken erweist sich gerade das Acht-Phasen-Modell Eriksons als ein entwicklungspsychologischer Leitfaden, der uns ein „mehrgliedriges Schauen“ ermöglicht. So fragen wir uns zunächst, in welcher Lebensphase sich der Ratsuchende befindet, welche Lebensthemen und Krisen bei ihm normalerweise im Vordergrund stehen, welche kognitiven, sozialen und emotionalen Fähigkeiten man in der entsprechenden Altersstufe voraussetzen darf? Gleichzeitig, je mehr man miteinander ins Gespräch kommt, lassen sich die anderen Phasen der psychosozialen Entwicklung mit erfragen. Wie ist die frühere Entwicklung des Klienten verlaufen, welche Stärken hat er aufgebaut, wo deuten sich Lücken und Schwachstellen an? Ist sein Verhalten, seine Fragestellung altersadäquat? Wo zeigt der Ratsuchende in seinen Verhaltensweisen, Ansprüchen, Fantasien oder Ängsten Fixierungen an frühere Lebensphasen, wo nimmt er in seinen Hoffnungen oder Sorgen spätere Entwicklungsphasen vorweg? Ähnliches gilt für die Arbeit mit Paaren, Familien oder Gruppen. Auf welcher Entwicklungsstufe beispielsweise befindet sich das Paar? Begegnen sich beide auf gleicher Ebene, können sich fair auseinandersetzen, oder tragen sie in fruchtlosen Konflikten Kämpfe früherer Entwicklungsphasen aus? Verhalten sich die einzelnen Familienmitglieder adäquat zu ihrer Altersstufe, bleiben die Generationengrenzen gewahrt, oder verzerren Konflikte, überlastende Delegationen, Familiengeheimnisse, Vermächtnisse die Beziehungen untereinander?

Viele Klienten der Erziehungsberatung suchen zunächst Information und fachliche Stützung. Ängstliche Eltern können beruhigt werden, dass ein zweijähriges Kind nicht „autistisch“ ist, wenn es noch nicht mit Gleichaltrigen zusammenspielt, dass Adoleszente sich ab und zu an Eltern „arbeiten“ müssen, dass ein Moratorium im jungen Erwachsenenalter nicht unbedingt Zeichen von Weltflucht und Depression sein muss. Eher unvorsichtige Eltern können darauf hingewiesen werden, dass es nicht gut ist, Kinder in den ersten Lebensjahren schon zu lange allein zu lassen bzw. bei Teenagern unbesorgt sexuelle Kontakte zu dulden.

Rasch deuten sich im Verlauf einer längeren Beratung tiefere Themen an. Die Panikattacken einer jungen Studentin beispielsweise haben mit aktuellen Identitätsproblemen der Spätadoleszenz zu tun, die Eingewöhnung in eine neue Umgebung, der Druck der elterlichen Erwartungen, Schwierigkeiten mit ihrem Freund. Gleichzeitig werden (zum Teil unbewusste) Themen der vorangegangenen Entwicklung angerührt, ödipale Konflikte, die Angst, der Konkurrenzsituation nicht gewachsen zu sein, geheime Schuldgefühle, die eigene Mutter womöglich zu übertreffen, Selbst-

zweifel bezüglich der eigenen Fähigkeiten, Scham, dass sie auf einmal derart die Kontrolle über sich verliert, schließlich ein grundlegendes Misstrauen, ob der gewählte Studiengang überhaupt den eigenen Wünschen entspricht. Die Schwierigkeiten eines jungen Paares nach dem Zusammenziehen in eine gemeinsame Wohnung hängen mit der Eingewöhnungsphase der Partnerschaft zusammen, dem konflikthafte Aufeinanderabstimmen unterschiedlicher Bedürfnisse, Lebensgewohnheiten und Rituale. Aber es zeigt sich, dass der junge Mann weiter adoleszente Themen ausleben möchte, seine Autonomie eingeschränkt sieht, unter Umständen noch stark mutterfixiert ist, während die junge Frau schon mit dem generativen Kinderwunsch beschäftigt ist und sich durch das Verhalten ihres Partners gekränkt fühlt.

Der Lebenszyklus als diagnostisches Instrument

Neben einer entwicklungspsychologischen Orientierung bietet Eriksons Modell immer wieder die Möglichkeit, im Beratungsvorgang innezuhalten, im Hinterkopf das eigene Erleben, aufgeworfene Fragen, diagnostische Hypothesen zu hinterfragen. Verfügt der Klient über genügend Urvertrauen und Autonomie, kann er sich einlassen, einen Standpunkt vertreten, nein sagen? Wirkt seine Initiative echt, oder verbergen sich hinter nervöser Angespanntheit frühe Ängste und Misstrauenshaltungen? Sind die Identitätsvorstellungen des jungen Erwachsenen klar oder diffus, spürt man bei Eltern generative Sorge oder erscheinen sie selber noch frühkindlich bedürftig? Immer wieder lassen sich bei Einzelklienten, Paaren oder Familiensystemen typische Kombinationen und Variationen der Erikson'schen Entwicklungsthemen beobachten: die in ihrem Identitätsgefühl labile Frau, die leicht, wenn sie sich von einem Mann nicht ausreichend beachtet fühlt, in ein Gefühl ödipalen Ausgeschlossenenseins regrediert und momentweise eine Stimmung schmerzhaften Misstrauens („Die anderen stechen mich aus, ich bin überhaupt nichts wert!“); der seine absolute Autonomie betonende, vor Initiative sprühende, seine glänzende Identität und weise Integrität hervorkehrende narzisstische Mann und die ängstlich-schamerfüllte, ihren Fähigkeiten misstrauende Partnerin; das entfremdete, in der Intimität und Generativität stagnierende Elternpaar und das altkluge bzw. schuld-bewusste Kind, das ungesunde Intimität als Ersatzpartner eines Elternteils leben bzw. in überfordernder Weise generative Verantwortung für jüngere Geschwister übernehmen muss.

Stets muss der Berater sich fragen, wo sich seine Klienten momentan befinden, welche Form von Intervention in diesem gegebenen Augenblick hilfreich ist, vor allem auch, wie es um die emotionale Beziehung zwischen ihm und den Ratsuchenden beschaffen ist. Bereits zum Erstkontakt kommen Menschen mit ganz unterschiedlichen Gefühlen und Erwartungen, und bei längerem Gesprächsverlauf ergeben sich vielfältige positive und negative Übertragungs-Gegenübertragungskonstellationen (vgl. Thomä 1984). Eine „milde positive Übertragung“ – der Berater als warmherzige Eltern- oder erfahrene ältere Geschwisterfigur – ist günstig für die weiteren Kontakte. Bei Klienten auf eher neurotischem Strukturniveau können

ödipale Fantasien der dritten Entwicklungsphase belebt werden, verkappt idealisierende Tendenzen oder libidinöse Wünsche, die aber eher diskret bleiben. Klienten auf Borderline-Niveau verfallen leicht in stürmische Übertragungen auf frühem Entwicklungsniveau. Typisch ist, dass der Berater als erste und einzige Person hingestellt wird, der einen „richtig versteht“ und den man unter Umständen über alle Maße als „nur gute“ Mutter beanspruchen möchte. Enttäuscht er in diesen Erwartungen, kippt die Übertragung leicht um in ätzendes Misstrauen und eine trotzig-paranoide Behauptung der eigenen Autonomie, was oft rasch zum Gesprächsabbruch führt (vgl. Kernberg 1983, 1991).

Auch für den Berater ist wichtig zu erkunden, welche Gegenübertragungsgefühle bei ihm ausgelöst werden und was dies mit seiner eigenen psychosozialen Entwicklung zu tun hat. Entwickelt er in der Paarberatung aufgrund ungelöster ödipaler Probleme oder geheimer narzisstischer Bedürftigkeit Mitgefühl für die Ehefrau, fantasiert sich insgeheim als besseren Partner und verlässt die neutrale Position; identifiziert er sich aufgrund eigener Autonomie- und Autoritätskonflikte übermäßig mit einem Jugendlichen und forciert unterschwellig dessen rebellische Impulse; oder macht er ein zurückgewiesenes Kind quasi zum Adoptivkind und stillt dadurch eigene generative Bedürfnisse?

Möglichkeiten und Grenzen der Beratung

Die Motive und Erwartungen, die Menschen psychosoziale Hilfe in Anspruch nehmen lassen, sind heutzutage so vielfältig wie die Beratungsangebote selber. Es gibt keine verbindlichen Standards, etwa, was die Länge und Intensität der Beratung angeht oder den fachlichen Hintergrund (psychoanalytisch, systemisch, verhaltenstherapeutisch etc.). Auch hier kann uns das Erikson'sche Modell hilfreich werden, beispielsweise bei der Festlegung des Settings (Einzelberatung, Einbeziehung der Familie, erweiterte Helferkonferenz), bei Fragen von Diagnose, Prognose und möglicher Weiterverweisung. Oftmals verspürt man als Berater das Dilemma, ob man es bei einem einfachen Rat belassen oder tiefere persönliche Themen ansprechen soll. Man kann beispielsweise Eltern nahe legen, ihr Kind spätestens im Grundschulalter darüber aufzuklären, dass es adoptiert worden ist und das genaue Procedere durchspielen. Man kann aber auch mitschwingende Gefühle ansprechen, geheime generative Trauer oder Insuffizienzgefühle, dass man kein eigenes Kind bekommen konnte, Ängste, das adoptierte Kind könne aufgrund „problematischer Gene“ aus dem Ruder laufen, Ängste vor Konkurrenz der leiblichen Eltern etc. Unter Umständen erweitert sich dann die Beratung auf biografische und paardynamische Themen, und der Übergang zur Therapie wird fließend.

Die Anforderungen an Beratungsstellen sind in den letzten Jahren immer vielfältiger und komplexer geworden. Mehr und mehr konsultieren uns „Multi-Problem-Familien“, in denen sich die verschiedensten Anliegen, Symptome und Nöte – Schulabbruch, Arbeitslosigkeit, Sucht, Gewalt, sexueller Missbrauch – in verwirrender Form bündeln. Ebenso nutzen zunehmend Menschen mit schweren Per-

sönlichkeitsstörungen, mit Identitäts- oder Suchtproblemen, suizidalen oder psychotischen Tendenzen Beratungsstellen zumindest als erste Anlaufstation. Sicher kann hier keine psychiatrische Notfallaufnahme betrieben werden. Aber angesichts oft chaotisch und bedrängend vorgetragener Probleme helfen uns die Vorstellungen Eriksons, aufgelöste und hilflose Menschen zumindest zu stabilisieren, Misstrauen und Scham abzubauen, klar und strukturiert auf die Klienten einzugehen, professionell die Weichen zu stellen, d. h. deutlich zu deklarieren, was die Beratungsstelle zu leisten vermag, an welche Therapeuten und Fachdienste weiter verwiesen werden kann (vgl. Till 2009).

Viele Menschen sind es heutzutage kaum mehr gewohnt, in einem geschützten Raum von einem verständnisvollen Fachmann ernst genommen zu werden. Eine gründliche Beratung – sofern sie rechtzeitig ansetzt – ist ein unverzichtbares Angebot im psychosozialen Netzwerk und kann in vielen Fällen eine spätere aufwendige Therapie ersparen helfen. So vermag eine Beratung von Eltern, die bemüht sind, sich möglichst fair zu trennen, oftmals mit wenigen Terminen unheilvolle Entwicklungen zu verhindern. So tragen vertrauensvolle Familiengespräche dazu bei, bislang tabuisierte Themen anzusprechen und erstarrte Frontstellungen aufzulockern. Die Rebellion eines Pubertierenden entzündet sich beispielsweise regelmäßig an der zwanghaften „Basta-Haltung“ des Vaters. Beide verstricken sich immer wieder in frühkindliche Autonomie-Kämpfe und haben grundlegendes Vertrauen zueinander verloren. Die Beratung deckt auf, wie viele verschüttete Bedürfnisse nach Nähe es zwischen Vater und Sohn gibt, wie stark sich gleichzeitig jeder von Partnerin bzw. Mutter im Stich gelassen fühlt. Aber auch ältere Schwester und Mutter können erstmals darüber klagen, dass sie sich verletzend gegenüber dem „Sorgenkind“ zurückgesetzt bzw. in ihrem Engagement für die Familie unverstanden fühlen. Schließlich wird beiden Eltern deutlich, wie sehr eigene Bedürfnisse nach Nähe, Vertrauen, Anerkennung und Identität in der eigenen Kindheit missachtet worden sind. Hinter den Erziehungsschwierigkeiten und verkappten Paarproblemen zeigen sich offene Rechnungen mit den Herkunftsfamilien, die in die gegenwärtigen Beziehungen hineinprojiziert werden. In der Tat geht es häufig in der Familienberatung darum, „verrückte“ Konstellationen – die Eltern noch als „Kinder“ der Großeltern, die Kinder als Vertraute oder „Therapeuten“ der Eltern – zu entflechten, die Lebenszyklen aller Beteiligten altersadäquat neu zu ordnen. Meist ist dann auch ein Setting-Wechsel ratsam: Die Adoleszenten erhalten Einzelgespräche, um Identitäts-, Intimitäts- und Ablösungsthemen ohne Beisein der Eltern zu behandeln, den Eltern wird eine Paarberatung empfohlen.

4 Eriksons Modell als Leitfaden in der Supervision

Erikson als Gruppendynamiker?

Wenngleich Erikson keinen eigenen Ansatz psychoanalytischer Gruppentherapie entwickelt hat wie beispielsweise Bion (2001) oder Foulkes (1992), lassen sich seine

Konzepte im Prinzip ausgesprochen fruchtbar auf Entwicklung, Struktur und Dynamik von Klein- und Großgruppen übertragen. So könnte man die Komponenten des Lebenszyklus als unterschwellige Themen – vergleichbar etwa zu Bions „Grundannahmen“ – auffassen, die in der Atmosphäre der Gesamtgruppe wie im Erleben jedes einzelnen ständig mitschwingen. Ursprünglich sucht man in der Gruppe Schutz, Geborgenheit, Urvertrauen, möchte seine Autonomie behaupten, Initiative und Werksinn entwickeln, Identität in der Gemeinschaft finden und sich generativ einbringen. Wo die „wechselseitige Regulation“ (Erikson 1981a, 1982a,b) der Teilnehmer untereinander gelingt, entstehen „Tugenden“ (ebd.), die wiederum den Gruppenprozess und jeden einzelnen beleben. Aus den unvermeidlichen Konflikten um Autorität, Status, Macht oder Intimität resultieren Misstrauen, Scham oder Schuld, die in „dysthonen Leidenschaften“ (Erikson 1982b) wie Wut, Hass, Eifersucht, Neid, Destruktion etc. potentiell gruppenzerstörend wirken. Ursprünglich, so Erikson, zielt Gemeinschaftsbildung darauf ab, Tugenden möglichst zu fördern und negative Leidenschaften zu minimieren bzw. nach außen zu projizieren. Gerät eine Gruppe zu sehr in die Krise, sucht sie sich oftmals durch totalistische Spaltungen zwischen vertraut und unvertraut, gut und böse, Freund und Feind zu stabilisieren. „Angesichts einer bestimmten, willkürlichen Grenzziehung darf nichts, was hereingehört, draußen gelassen werden, nichts, was draußen sein soll, kann innen geduldet werden“ (Erikson 1981a, S. 80). Man solidarisiert sich in der „paranoid-schizoiden Position“ (Klein 1989) entweder gegen einen äußeren Gegner, zerfällt untereinander in feindselige Fraktionen oder verfolgt unduldsam Außen-seiter in den eigenen Reihen.

Auf die Dynamik von Teams übertragen, erlauben diese Überlegungen dem Supervisor eine Grundorientierung bezüglich der Atmosphäre der Gruppe und der Gestimmtheit jedes einzelnen. Herrschen ausreichend Vertrauen, Solidarität, gemeinschaftliche Identität, so dass genügend Elan bei der gemeinsamen Aufgabebewältigung freigesetzt wird? Oder ist das Klima durch Rivalität, unklare Autoritätsverhältnisse, Machtkämpfe und Eifersucht belastet, überwiegen Misstrauen, Scham, Schuld- und Minderwertigkeitsgefühle, so dass persönliche Themen kaum in der Supervision angesprochen werden? Natürlich sind die Anforderungsprofile und Erwartungen an Supervisoren höchst unterschiedlich. Arbeitet man in der Hauptsache mit Betrieben oder Wirtschaftsunternehmen zusammen, stehen „rationale“ Fragen von Führungskompetenz, Organisationsstruktur, Hierarchie und Aufgabendelegation im Vordergrund. In der Sprache Eriksons: es geht darum, Autonomie, Initiative, Werksinn, Generativität des einzelnen möglichst optimal zu steuern, um im Sinne der „corporate identity“ ein Höchstmaß an Effizienz zu erzielen. Emotionale Bedürfnisse nach Vertrauen, Gespräch, Fürsorglichkeit werden zwar mehr und mehr im Sinne eines guten „team-spirit“ berücksichtigt. Sie dürfen aber – so die unterschwellige Erwartung an den Supervisor – nicht zu konflikthaft ausgetragen werden, nicht zu sehr Misstrauen und Feindseligkeit auslösen und die gemeinsame Aufgabenstellung gefährden.

Teams im psychosozialen Bereich erleben den immer größer werdenden ökonomischen Druck, Fragen von Qualitätsmanagement und Controlling mitunter eher als störend oder gar kränkend („Beratungsstellen produzieren doch keine Mercedes!“). Grunderwartung an den Supervisor ist eine gründliche Reflexion der Fallarbeit und der dabei aufgeworfenen Probleme. Freilich darf die Supervision nicht in eine Selbsterfahrungsgruppe hineinmünden, wo die Aufarbeitung von Team-Themen irgendwann zum Selbstzweck wird. Nicht jeder Supervisor passt zu jedem Team und umgekehrt. Es ist wichtig, dass der Supervisor beim Vorstellungsgespräch seine fachliche Identität sehr deutlich präsentiert, seine Arbeitsauffassung, seine Methoden, seine Kompetenzen und Grenzen. Ebenso deutlich muss das Team seine Ansprüche und Erwartungen artikulieren, müssen klare Kontrakte abgeschlossen werden, damit es nicht zu Missverständnissen und Enttäuschungen kommt. Grundsätzlich beispielsweise sollte vor Beginn geklärt sein, ob es in erster Linie um Fallbesprechung geht oder die Teamsupervision im Vordergrund steht (vgl. Haubl, Heltzel & Barthel-Rösing 2005).

Bei der Fallbesprechung lässt sich das Erikson'sche Modell wiederum mehrgliedrig anwenden: welche Grundthemen des Lebenszyklus werden im Fallbeispiel in der Hauptsache angesprochen? Wo zeigen sich beim Fallvortragenden Ressourcen, Kompetenzen, aber auch Unsicherheiten, Ambivalenzen, blinde Flecken? Und welche Stimmungen werden dadurch bei einzelnen Teammitgliedern wie im Gesamtteam ausgelöst? Berichtet eine Mitarbeiterin über das distanzlose, anklammernd-fordernde Verhalten einer jungen Frau, so muss das Vertrauensproblem der Klientin, deren Abhängigkeits-Autonomie-Konflikt, die besitzergreifenden Übertragungswünsche bearbeitet werden mit entsprechenden Lösungs- und Interventionsvorschlägen. Gleichzeitig zeigt die Verunsicherung der Fallvortragenden, dass sie sich offenbar nur schwer von symbiotischen Wünschen abgrenzen kann, unterschwellig vielleicht selber noch in familiären Loyalitätskonflikten befangen ist. In den unterschiedlich einfühlerischen oder gereizten Reaktionen der Kollegen wiederum offenbart sich das Thema Nähe und Distanz im Team.

Wichtig ist, dass der Supervisor aufmerksam auf die bei ihm ausgelösten Gegenübertragungsgefühle achtet, um zu einer richtigen Einschätzung und Intervention zu gelangen. Eine langatmige, umständliche Falldarstellung macht ihn womöglich innerlich ungehalten und gereizt, was wiederum den Vortragenden verunsichert bzw. die Anspannung der Gruppe steigen lässt. Spürt der Supervisor Unsicherheit und Ratlosigkeit, so kann dies mit einer momentanen Identitätsverwirrung des Teams zu tun haben, vielleicht auch seine unbewusste Reaktion auf unterschwellige Gefühle von Neid und Feindseligkeit der Gruppe widerspiegeln. Wichtig ist, dass der Supervisor seine eigene Lebensgeschichte, seine Stärken und Schwächen kennt und etwaige Spannungen nicht auf das Team zurück projiziert (vgl. Blarer 1994).

Werden jenseits der Fallbesprechung Team-Themen bearbeitet, so ist vor allem von Bedeutung, welche Personen, Alters- und Berufsgruppen zusammenarbeiten. Aus Generationengegensätzen, unterschiedlicher Behandlung der Geschlechter, un-

terschiedlicher Bezahlung ergeben sich Spannungen, die momentan oder längerfristig in Spaltungen umschlagen können – Männer gegen Frauen, Ältere gegen Jüngere, Psychologen gegen Sozialarbeiter, Fachkräfte gegen Verwaltungskräfte, Team gegen Leiter etc. Weiter ist für den Supervisor interessant, welche Rollen einzelne Mitarbeiter verkörpern und welche Bedeutung dies für die Teamdynamik hat. Wird die Friedensstifterin zur Garantin von Vertrauen und Harmonie, verdrängt aber ihre aggressiven Anteile, ihre Autonomie- und Initiativwünsche? Hat der misstrauische Nörgler ein ödipales Konkurrenzproblem mit dem Leiter und muss geheime Schamgefühle überkompensieren, oder ist seine Kritik berechtigt als Gegengewicht gegen eine pseudo-harmonische Stimmung im Team? Wirkt der, seine besonderen Kenntnisse und fachliche Integrität herausstreichende „Spezialist“ eher bereichernd oder einschüchternd auf seine Kollegen?

Manche Eigentümlichkeiten eines Teams ergeben sich aus der gemeinsamen Geschichte. Teams im psychosozialen Bereich arbeiten mitunter über längere Zeiträume zusammen als andere Berufsgruppen. Dadurch können leicht familienähnliche Beziehungen entstehen. Man hat ein gewisses Maß an Nähe und Distanz etabliert, seine Identität im Team einigermaßen gefunden, Konflikte um Selbstbehauptung, Rivalität, Macht „eingefroren“. Neue Mitglieder können hier einer Stagnation vorbeugen, unter Umständen aber auch als „Eindringlinge“ Misstrauen hervorrufen. Weiter bedeutsam für den Supervisor ist die Frage, ob die Arbeitsverhältnisse, Strukturen, und Aufgabendelegationen sinnvoll geregelt sind, jeder eine eindeutige Position in der kollektiven Identität einnimmt, oder ob unklare Erwartungen die Konflikthaftigkeit im Team erhöhen. Zu Recht oder zu Unrecht wird Teamspannung oftmals am Leiter festgemacht, und die Frage ist wesentlich, wie dessen Stellung ist, wie groß die Loyalität ihm gegenüber? Strahlt er Identität und Integrität aus, versteht er es, die emotionalen Bedürfnisse seiner Mitarbeiter ernst zu nehmen, oder geht es ihm eher um die Befriedigung narzisstischer Bedürfnisse? Chefs vom Typ „netter Mensch“ fördern ein Klima von Warmherzigkeit und Vertrauen, drücken sich andererseits vor klaren Stellungnahmen und machen wichtige Entscheidungen zum Konflikt ihrer Untergebenen. Zu autoritäre Chefs wecken die Kindheitsängste ihrer Untergebenen und hemmen Originalität und Kreativität (vgl. Kernberg 2000).

Bei diesen wie bei vielen anderen Fragen kommt es auf Einfühlungsvermögen und Standfestigkeit des Supervisors an. Wirkt er zu rasch beruhigend, lösungsorientiert, weicht er unter Umständen dem tieferen Konfliktpotential aus. Agiert er zu sehr von oben herab als „Experte“, ruft dies unterschwellig Minderwertigkeitsgefühle, Scham oder Ärger hervor; lässt er sich zu sehr emotional berühren, verliert er leicht die notwendige fachliche Distanz.

Fazit und Ausblick

Dieser Aufsatz hat einige Grundideen vermittelt, wie fruchtbar man die Konzepte Eriksons auf dem immer vielfältigeren Gebiet der Beratung und Supervision nutzen kann. Es handelt sich um Denkanstöße, und beim Schreiben dieses Aufsatzes ist mir einmal mehr deutlich geworden, dass Erikson – selbst nach langjähriger Beschäftigung mit seinem Werk – immer wieder neu zu inspirieren vermag. Manches, was ich in diesem Beitrag nur andeuten konnte, ließe sich weiter denken – z. B. der Entwurf eines neuen psychoanalytischen Gruppenmodells, das, im Gegensatz etwa zu dem arg pathologisierenden Konzept Bions, eher die positiven Ressourcen und Wachstumsmöglichkeiten einer Gruppe betont. Erikson ist nach wie vor ein „Klassiker“ der Psychoanalyse, und seine Beiträge vorschnell als „veraltet“ abzutun, wäre töricht.

Literatur

- Balint, M./Ornstein, P./Balint, E. (1972): Fokalthherapie. Frankfurt a. M.
 Baumann, Z. (1999): Unbehagen in der Postmoderne. Hamburg.
 Blarer, A. von (1994): Gegenübertragung in der psychoanalytischen Supervision. *Psyche – Z Psychoanal*, 42, 849-873.
 Bion, W. (2001): Erfahrungen in Gruppen und andere Schriften. Stuttgart.
 Bohleber, W. (1996): Adoleszenz und Identität. Stuttgart.
 Conzen, P. (1996): Erik H. Erikson. Leben und Werk. Stuttgart.
 Conzen, P. (2010): Erik H. Erikson. Grundpositionen seines Werkes. Stuttgart.
 Conzen, P. (2010): Erik H. Erikson. Pionier der psychoanalytischen Identitätstheorie. *Forum der Psychoanalyse* Band 26, Heft 4, 389-411.
 Ehrenberg, A. (2008): Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart. Frankfurt a. M.
 Erikson, E. H. (1966): Einsicht und Verantwortung. Zur Rolle des Ethischen in der Psychoanalyse. Stuttgart.
 Erikson, E. H. (1978): Kinderspiel und politische Phantasie. Stufen in der Ritualisierung der Realität. Frankfurt a. M.
 Erikson, E. H. (1981a): Jugend und Krise. Die Psychodynamik im sozialen Wandel. Berlin.
 Erikson, E. H. (1981b): Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze, 7. Aufl. Frankfurt a. M.
 Erikson, E. H. (1982a): Kindheit und Gesellschaft, 8. Aufl. Stuttgart.
 Erikson, E. H. (1982b): Lebensgeschichte und historischer Augenblick. Frankfurt a. M.
 Foulkes, S. H. (1992): Gruppenanalytische Psychotherapie. München.
 Haubl, R./Heltzel, R./Barthel-Rösing, M. (Hg.) (2005): Gruppenanalytische Supervisions- und Organisationsberatung. Gießen.
 Hauffer, K. (1995): Identitätspsychologie. Berlin/Heidelberg/New York.
 Hilgers, M. (1997): Schamkonflikte bei der stationären Psychotherapie. *Psyche – Z Psychoanal*, 51, S. 1161-1183.
 Jellouschek, H. (2005): Die Paartherapie. Eine praktische Orientierung. Stuttgart.
 Kernberg, O. F. (1983): Borderline-Störungen und pathologischer Narzissmus. Frankfurt a. M.
 Kernberg, O. F. (1991): Schwere Persönlichkeitsstörungen. Stuttgart.

- Kernberg, O. F. (2000): *Ideologie, Konflikt und Führung. Psychoanalyse von Gruppenprozessen und Persönlichkeitsstruktur.* Stuttgart.
- Keupp, H. (1999): *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne.* Reinbek.
- Klein, M. (1989): *Das Seelenleben des Kleinkindes.* Stuttgart.
- Klüwer, R. (1995): *Studien zur Fokalthherapie.* Frankfurt a. M.
- Krappmann, L. (1998): *Die Identitätsproblematik nach Erikson aus einer interaktionistischen Sicht.* In: Keupp, H./Höfer, R. (Hg.) *Identitätsarbeit heute: Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung.* Frankfurt a. M., 66-92.
- Lachauer, R. (1992): *Der Fokus in der Psychotherapie.* München.
- Noack, J. (2005): *Erik H. Eriksons Identitätstheorie.* Oberhausen.
- Radebold, H./Radebold, H. (2009) *Älterwerden will gelernt sein.* Stuttgart.
- Rosa, H. (2005): *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne.* Frankfurt a. M.
- Schüttauf, K. (2008): *Die zwei Gesichter der Scham.* *Psyche – Z Psychoanal*, 62, 840-865.
- Sennett, R. (2000): *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus.* Berlin.
- Stierlin, H. (1975): *Eltern und Kinder im Prozess der Ablösung.* Frankfurt a. M.
- Tiedemann, F. von (2011): *Das Geheimnis dauerhaften Glücks. Leitsterne für Paare.* Stuttgart.
- Till, W. (2009): *Psychoanalytische Aspekte in der Krisenintervention.* *Psyche – Z Psychoanal* 63. S. 773-793.
- Thomä, H. (1984): *Der Beitrag des Psychoanalytikers zur Übertragung.* *Psyche – Z Psychoanal*, 38, 29-62.
- Volkan, V. (1999): *Das Versagen der Diplomatie. Zur Psychoanalyse nationaler, ethnischer und religiöser Konflikte.* Gießen.
- Willi, J. (2012): *Die Zweierbeziehung.* Rowohlt.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Peter Conzen, Burgblick 18, 53177 Bonn,

Elisabeth Rohr

Verstehen und Verstricken – Ethnopsychanalytische Methode und Supervision

Zusammenfassung

Anhand einer persönlichen Erfahrung aus Costa Rica wird eine erste Annäherung an ethnopsychanalytische Verstehensmodi beschrieben, um dann in Anlehnung an Devereux wesentliche Elemente ethnopsychanalytischer Theorie und Praxis zu erläutern. Im Mittelpunkt stehen dabei Devereuxs Ausführungen zur Bedeutung der Gegenübertragung in einem fremdkulturellen Kontext, die ergänzt werden durch Nadigs Konzeption kultureller Übertragung und Gegenübertragung. Auf der Grundlage dieser theoretischen Überlegungen zur Ethnopsychanalyse, wird schließlich ein Fallbeispiel aus einem universitären Supervisionsseminar geschildert, das von den Erfahrungen einer Praktikantin in einem afrikanischen Heim handelt und deutlich kulturelle Gegenübertragungen zum Ausdruck brachte und damit einen Zugang zu unbewussten Dimensionen des Falles eröffnete.

Vorbemerkung

An den Anfang meiner Überlegungen möchte ich eine eher literarische Schilderung eines Erlebnisses stellen, das – so hoffe ich – eine erste, noch vorwissenschaftliche und theoretisch nicht fokussierte Ahnung davon vermittelt, was Ethnopsychanalyse ist und worauf eine ethnopsychanalytische Methode des Verstehens ausgerichtet ist. Erst in den anschließenden Passagen werden dann theoretische Überlegungen und Ausführungen das Thema stärker ausleuchten.

In Costa Rica

Im März dieses Jahres (2012) war ich zu einer Vortragsreise an die Universität von Costa Rica eingeladen. Costa Rica kannte ich noch nicht, aber bereits auf dem Flughafen ließen sich die Unterschiede zu anderen und mir vertrauten lateinamerikanischen Ländern wie Guatemala, Ecuador oder Peru sofort erkennen: Die Menschen waren auffallend hellhäutig, gut gekleidet und gut genährt, so dass sich der in der Literatur beschriebene Eindruck sofort bestätigte: Costa Rica gilt als eines der politisch stabilsten und sichersten Länder Lateinamerikas, ohne chronifizierte Armut und Gewalt und ohne soziale Repression und Polarisierung, die kennzeichnend sind für viele andere Länder des Kontinents (vgl. UN 2007).